

Tour de Suisse [Fortsetzung]

Autor(en): **Donati, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 40

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



In Gibraltar:

Als Folge des italienisch-abessinischen Konfliktes ist Gibraltar, der westliche Eingang zum Mittelmeer, der wichtigste strategische Punkt der Welt geworden. Die im Mittelmeer versammelten Schiffe der britischen Flotte haben einen Rauminhalt von mehr als einer halben Million Tonnen. Ein Drittel davon liegt vor Gibraltar. Unter anderen die beiden größten Schlachtschiffe «Hood» und «Renown», die gleichzeitig die mächtigsten der Welt sind. Bild: Blick auf den Hafen von Gibraltar mit einem Teil der augenblicklich dort stationierten britischen Flotte.



In Addis Abeba:

Mit ihren Habseligkeiten verlassen die Einwohner der Hauptstadt Abessinien ihre Wohnungen, um im offenen Feld in der Umgebung der Stadt sich niederzulassen. Das tun sie, um vor eventuellen Fliegerangriffen nicht betroffen zu werden.

"Tour de Suisse"



ROMAN VON
ALFRED DONATI

Sechste Fortsetzung

Copyright 1935 by Morgarten-Verlag, Zürich

«Fiore...»

Er war sehr blaß.

«Ist es so schwer?» sagte sie.

«Für dich nicht?»

«Doch...», sie stand auf und ging zum Fenster, ganz von fern tönte ihre Stimme, «Georges... ich... ich würde nicht darnach fragen...»

Er antwortete lange nicht.

Dann hörte sie ihn wie in jener ersten Nacht irgendwo unter dem Himmel Frankreichs.

«Noch ist's nicht vorbei...»

Er hatte sich wieder in der Hand.

Sie kam zurück ins Zimmer.

«Weißt du», sagte er, «ich habe erlebt, wie Marcel Fricaud 1929 aus der Tour de France ausschied. Es war scheußlich. Er hatte das Rennen in der Tasche. Da stellten sie ihm eine Falle. Er kam frisch in Nizza an. Als Dritter. Er war wundervoll in Form. Dann traf er eine alte Freundin. Er hat nie glauben wollen, daß man sie dafür bezahlt hatte... am nächsten Tage schied er aus...»

Fiore hatte keine Ahnung von diesen Dingen.

«Ah», sagte sie entsetzt, «ist das so? Ich meine, machen sie solche Sachen...»

«Ganz andere noch. Es hat aber keinen Zweck, davon zu sprechen.»

«Es hat keinen Zweck», wiederholte Fiore, «weißt du, Georges, ich... ich bewundere dich...»

«Wenn ich ein Leben lang warten konnte...»

«So lang ist dein Leben noch nicht...»

«Nein, nicht, aber wenn man immer wartet...»

«Georges, küsse mich...»

Er küßte sie mit einer so wütenden Kraft, daß sie wußte, er hatte ein Leben lang auf sie gewartet. — —

In diesen Tagen erschien im «Effort du Midi» ein Interview mit dem großen Crack der Stella.

«Notre Georges nous parle!» hieß es und erzählte das Leben des kleinen Mechanikers, der aus der Lehre ausgerissen und nach Lüttich gegangen war, weil er meinte, beim Granatendreien könne er nichts lernen und in Lüttich würde sich ihm eher etwas bieten. Aber Lüttich hatte nicht gehalten, was er sich davon versprochen. Der Krieg hatte alles verändert. Da wagte der Fünfzehnjährige die Flucht nach Holland. Er wollte zu seinem Bruder nach Paris, und er kam hin. Fast zwei Jahre brauchte er dazu, denn er mußte sich in Holland erst die Reise via England verdienen, und das war nicht leicht. Er verdiente das Reisegeld als Ausläufer eines Bäckers. Jeden Tag radelte er fünfzig bis sechzig Kilometer mit der Ware des Meisters über Land und bekam Geschmack daran. Als er dann mit Paul ein Jahr lang Militärräder für die Stella S. A. montiert hatte, kam der Friede. Die Fabriken stellten sich wieder um, er durfte bleiben. Damals zeigte sich, was für ein tüchtiger Amateurfahrer der junge Mechaniker war. Bald bekam er einen Kontrakt als Professional.

Es war eine rührende kleine Geschichte, ganz das, was man den Kindern erzählen muß, und Fiore hatte sie so hübsch erzählt, als ob sie daran glaube.

Freilich war sie wahr, aber es war eine dumme, äußerliche Geschichte, denn die große Geschichte Georges Dewalters war die Geschichte eines sehnsüchtigen Nomaden.

Eines Tages war das große Fernweh über sein Knabenherz gekommen. Er hatte die Welt sehen wollen, darum

war er ausgerissen. Die weite, herrliche Welt. Und je älter er geworden war, um so heftiger hatte es ihn gepackt. Die weite Welt war die schönere Welt, die immer in der Ferne lag, die glänzende Welt, in der Männer und Frauen von einer ganz besonderen Art lebten. Ein paar von ihnen war er begegnet und er hatte sich Bilder von ihnen gemacht, wie andere sich Bilder von Filmstars machen. Mary Pickford ist edel, hilfreich und gut, glaubten Tausende von romantischen Backfischen und schrieben schwärmerische Briefe. Er schrieb keine schwärmerischen Briefe, er hätte gar nicht gewußt, an wen, aber er beschloß, selbst «von besonderer Art» zu werden. Er wußte, leicht war das nicht, man mußte sich sehr anstrengen, und da strengte er sich eben sehr an, so gut er es verstand. Weit kam er nicht. Er wurde Professional, er sah die Welt, aber nie war es die glänzende Welt, die schönere Welt, von der er geträumt hatte.

Bis Fiore kam.

Und sie kam zu ihm in einem Augenblick, als er gerade besonders müde und verzweifelt war.

Das gab den Ausschlag.

Erst sah er nur eine hübsche, junge Frau. Dann sah er den weißen La Salle. Und schon während er aus der Stadt Troyes an der Seine aufbrach, unter einem pfauenblauen Himmel, im donnernden Hufschlag der hundert stählernen Pferde, um sich einer neuen, unendlich schweren, unendlich gefährlichen Aufgabe zu unterziehen, schon da war das Bild dieser hübschen, jungen, unbekannteren Frau in seinem Herzen zum Bild der Erfüllung all seiner Sehnsucht geworden.

Nach allen Enttäuschungen und Bitternissen war es ihm gerade erschienen, als er sich verloren fühlte wie ein Wüstenwanderer, der nicht mehr weiß, wohin er seine Schritte lenken soll. Wie eine Fata morgana war es vor ihm aufgetaucht und gerade, weil er es nicht für ganz wirklich hielt, hatte er gewagt, es zu berühren.

Er war alt genug, um zu wissen, daß man nichts geschenkt bekommt. Er hatte es verdienen wollen. Er konnte nichts anderes tun, als «Sieger» zu werden, und es gab Momente, da ihn der bittere Zweifel überfiel, ob das etwas für die Frau bedeuten konnte. Es ging aber alles viel zu schnell, und wäre nicht sein ganzes Leben von einer romantischen Glücksbereitschaft ohne Ende bestimmt gewesen, hätte er nie den Mut gehabt, das Phantom des Glücks, das ihm da zum erstenmal im Leben sichtbar erschien, auch nur mit dem Finger zu berühren.

Vielleicht hatte es ihm auch geholfen, daß Nacht war.

Nachts träumen wir.

Nachts erfüllen Träume die Wünsche unserer Sehnsucht.

Und Nacht war es gewesen, als ihm der Traum seines Lebens zum erstenmal in Wirklichkeit erschien.

Für einen einzigen, winzigen Augenblick hatte er das Gesicht des Mädchens an seiner Seite gesehen. Im blauen Licht der Armatüren. Dann war das blaue Licht erloschen. Aber er hatte das Gesicht seiner Träume erkannt. In diesem einzigen, winzigen Augenblick hatte er es erkannt, kein Zweifel war mehr in seinem Herzen. Alles, was je gewesen war, versank in dunkler Vergessenheit. Er war keinem Irrlicht nachgejagt. Es gab die weite, herrliche Welt, in der Männer und Frauen von einer ganz besonderen Art lebten. Glückliche Menschen.

Seltsame Dinge raunte man sich über das Mädchen im weißen La Salle zu. Seltsam fragende Blicke trafen

Georges Dewalter, wenn er zum Start antrat. Man glaubte nicht, daß er das Rennen durchhalten werde.

Jeden Tag war es das gleiche.

Er kam, er sprach kurz und freundlich mit den Kameraden, er sprach mit den Leuten von der Rennleitung, mit den Journalisten, und dann fuhr er. Immer wartete man heimlich darauf, daß er irgendwo auf der Strecke liegen bleiben würde. Nicht, daß man es ihm gewünscht hätte. Man dachte nur, so müsse es kommen. Und immer kam es anders.

«Georges ist gut in Form», sagte man zu Paul und dachte, er würde reden.

«Gewiß», sagte Paul, «sehr gut.»

«Ist es wahr, daß er noch nie ein Rennen aufgab?»

«Ja, das kann man sagen, freiwillig nie.»

«Es gibt aber Fälle...»

«Nein», sagte Paul kurz und scharf, wie es sonst nicht seine Art war, und schnitt jede Diskussion ab.

In Wahrheit war er viel besorgter um Georges, als er zeigen wollte.

Er verbarg seine Sorgen auch vor Georges. Aber es gab ihm jedesmal einen Stich ins Herz, wenn er ihn sah. Er zweifelte nicht daran, daß Georges das Rennen gewinnen würde. Das beunruhigte ihn nicht. Georges würde durchhalten, wahrscheinlich mußte er Sieger werden. Das war es nicht. Er kannte Georges so genau, wie sich nur Brüder kennen können, die einander liebhaben.

Dieser gutmütige, dicke Mensch, Typ «petit bonhomme», liebte Georges mit einer Leidenschaft, die ihm niemand zugetraut hätte. Er hatte nie vergessen können, wie der kleine Bruder zu ihm kam, mitten im Kriege. Eines Abends, als er müde und bedrückt von dem ewigen Einerlei seiner Arbeit heimgekommen war, stand ein magerer, halb verhungertes Bursche in seinem Zimmer.

«Monsieur, vous désirez?» hatte Paul erstaunt gefragt, denn erkannt hatte er ihn nicht.

Und dann war der Kleine ihm wortlos um den Hals gefallen und hatte geweint und geweint...

Da hatte er begriffen, was für eine zarte Seele dieser kleine Bursche hatte und heimlich hatte er ihn glühend bewundert, weil er so tapfer gewesen war. Noch am gleichen Abend hatte er ihm ein Stück von Paris gezeigt. Dunkel lag die Stadt zu ihren Füßen. Sie standen auf den Stufen von Sacré Coeur, und Paul, der bisher nie geahnt hatte, was der Anblick einer Stadt, das Bild einer Landschaft für einen Menschen bedeuten konnte, hatte erst befremdet und verständnislos angesehen, wie sein kleiner Bruder sich entzückte.

«Oh, Paul, c'est le monde, ça existe, j'y croyais toujours», hatte der Kleine geflüstert, als ob man in einer Kirche stünde.

Paul hatte nur gelacht.

«Natürlich», hatte er gesagt, «natürlich gibt's das. Das ist eben Paris.»

Aber für den Kleinen war es ein Wunder gewesen. Die ganze Welt war für ihn voller Wunder. Immer erwartete er die wunderbarsten Dinge. Immer war er auf der Suche nach neuen Wundern, und Paul hatte sich daran gewöhnt, daß sein kleiner Bruder «etwas Besonderes» war. Natürlich hatte er Georges nicht verstehen können, wie er eigentlich verstanden werden mußte. Er war stolz, daß sein kleiner Bruder ein hübscher Kerl wurde, zäh und kräftig, er bewunderte die feine und höfliche Art, die Georges an sich hatte, und er freute sich, daß der Kleine fleißig war.

Manchmal dachte er, wie schön es wäre, wenn man so ein ganzes Leben zusammen verbringen könne, zwei Brüder, die sich liebhaben, und dann fürchtete er die Zeit, da Georges sich um die Frauen kümmern würde. Sie hatten keine Eltern, später mußte man doch irgendwie ein Heim bekommen, nach dem Kriege, wenn alles wieder in Ordnung sein werde, und ohne Frauen würde es nicht gehen.

Natürlich ging es nicht ohne Frauen. Aber sie änderten wenig zwischen den beiden Brüdern. Später freilich, als aus dem frohen, mutigen Kind der Georges Dewalter von der Stella geworden war...

Ja, Paul war viel besorgter um seinen Bruder Georges, als er irgend jemand zeigen konnte.

Er hatte Angst um seinen Bruder Georges. Er wußte, wie furchtbar schwer Georges unter Enttäuschungen litt. Er hatte es erlebt und es hatte ihm das Herz zerrissen, als sein tapferer kleiner Bruder kein Glück hatte. Georges war so verbittert geworden. Er ging seine eigenen Wege. Er machte sich still aus dem Staube, wenn es gar zu toll wurde, und dann kam er ebenso still wieder, tat, als ob nichts geschehen wäre, und wenn Paul ihn aufmuntern wollte, spielte er den Harmlosen.

«Mais, mon vieux», sagte er, «tu te trompes, je suis très content.»

«Laß ihn doch», pflegte dann die dicke Adeline zu sagen und ahnte nicht, daß Paul jedesmal Lust hatte, sie deswegen zu erdrosseln, «er ist doch kein Kind...»

Natürlich. Georges war kein Kind mehr. Er war ein Mann, der sich selbst helfen konnte. Wenigstens sagte er es bei jeder Gelegenheit.

«Versteh' mich doch, Paul», pflegte er zu sagen, wenn sie allein waren, «ich bin wirklich kein Kind mehr. Ich bin ein Mann. Und ein Mann muß alles, was er anfängt, bis zu Ende durchführen. Wohin kämen wir sonst?»

Das war die Frage, die Georges immer stellte. Diesmal aber fragte Paul sich etwas ganz Ähnliches.

«Wohin führt das?» fragte er sich jeden Tag beklommener und wich der Antwort aus, wie er Georges auswich, wenn es irgend ging.

Nur am Abend der vorletzten Etappe hätte Paul alles darum gegeben, wenn er Georges noch hätte erreichen können, ehe er das Hotel verließ.

Er hatte eine zerknitterte Postkarte in der Hand und winkte damit dem Taximeter nach, der Georges eben entführte. Es war eine kindische Geste. Man konnte ihn nicht sehen.

Nun stand er im Regen und sagte ein über das andere Mal verzweifelt:

«Wohin soll das führen...»

Lange stand er so da, ein lächerliches Bild, dieser Dicke, der sich nicht vom Fleck rührte. Der Regen wusch die Tinte von der Karte, die er immer noch von sich gestreckt hielt, bis man sie beim besten Willen nicht mehr hätte entziffern können. Zuletzt waren nur zwei Worte leserlich.

Georges Dewalter.

«Georges Dewalter», las der dicke Paul mit einer Stimme, vor der er selbst erschrak. — —

Georges Dewalter.

Alles, was über ihn noch zu sagen wäre, stand anderntags um dieselbe Zeit schon in den Nachtausgaben.

Man feierte seinen Triumph, wie er es verdient hatte. Noch am letzten Tage hatte er ein Rennen gefahren, das Tausende nie vergessen sollten.

Sechzig Kilometer weit hatte er zusammen mit einem schweizerischen Peloton die Jagd nach dem Deutschen Brandenburger durchgeführt. Im roten Rennen mit Eigenmann hatte er noch im Endspurt einen Kampfgeist gezeigt, der ihm alle Herzen gewann.

15 Uhr 22 Minuten 7 Sekunden fuhr der Deutsche als Etappensieger unter dem Zielband durch. Zwei Minuten später sah das Publikum die beiden «ganz Großen» Kopf an Kopf durchgehen.

Eigenmann und Georges Dewalter.

Ungefähr eine Stunde später brachte ein weißer La Salle den Sieger der Tour in das kleine Hotel am Bahnhof, um das sich niemand kümmerte, weil man nicht wußte, daß Dewalter dort abgestiegen war.

In seiner Begleitung war eine hübsche, junge Frau. Dieselbe, die den weißen La Salle gesteuert hatte. Sie ging mit Georges Dewalter auf das Zimmer. Die Tür schloß sich hinter ihnen, und der Hausknecht, der dem Paar gleich nachkam, hörte nicht, was sie sich sagten, als sie allein waren.

Viel konnte es übrigens nicht gewesen sein, denn er wartete nur ein paar Sekunden, bevor er anklopfte.

Eben hatte man ihm eine dringende Botschaft aufgetragen.

«Entrez!»

Der Hausknecht drückte die Klinke nieder und wollte eben etwas sagen, als ihm die Botschaft schon wieder vom Auftraggeber abgenommen wurde.

«C'est juste par ici», sagte eine Stimme, «chez Georges Dewalter?»

Es klang halb fragend, halb befehlend.

Der Hausknecht drehte sich ärgerlich um.

«Aber», sagte er vorwurfsvoll, «ich muß doch erst sehen...»

«Chez Monsieur Dewalter, oui ou non?» beharrte die Stimme, und ein Kopf tauchte im Türrahmen auf, aus dem zwei flinke Vogelaugen alsbald Umschau hielten, bis die Frage durch den Augenschein geklärt war.

«Mais oui!» sagte dann die Stimme und wies den Hausknecht mit ärgerlicher Mahnung zurecht, «qu'est-ce que vous attendez encore?»

Der Brave hielt den Arm wie einen Schlagbaum vor die Türöffnung und schaute fragend auf Georges De-

Nun kam erst mal eine ganze Weile nichts.

Es war wie im Kino, wenn der Film plötzlich stehen bleibt.

Eine schweigende Erwartung lag einen Augenblick lang in der Luft und es ging auch erst weiter, als der Hausknecht, der als erster begriff, was man tun müsse, sich entschlossen drückte.

«Pardon», sagte er verduzt und verschwand. Vorbei an der Frau, die sich ins Zimmer gedrängt hatte.

Denn es war eine Frau.

Man konnte sie zwar nicht deutlich erkennen, sie war noch immer nahe der Tür, wo ein schwaches Zwielicht herrschte, und außerdem stellte sich Dewalter vor ihr auf, als ob er sie vor der anderen verstecken wollte, die mit großen Augen auf ihn sah.

Aber da war sie.

Kein Zweifel.

Und nun hörte Fiore eine Stimme, die sie nicht kannte.

Eine unangenehme, erstickte Stimme, die unmöglich Dewalter gehören konnte.

Trotzdem war er es, der sprach.

«Hast du nicht begriffen... ich bitte dich, zu gehen... ich... ich bitte dich...», sagte er, «ich komme gleich...»

Wieder war es, als ob der Film gerissen sei.

Nur der Tonstreifen lief nur ein paar Meter weiter und schnarrte häßlich und viel zu schnell noch ein paar abgerissene Worte, die man nicht recht verstehen konnte.

Dann wurde es still in dem kleinen Zimmer. Eine ganze Weile.

Die Tür wurde zwar einige Male geöffnet und geschlossen, das hörte man aber kaum, denn sie war gut geölt. Es war nur ein Zimmer für fünf Franken, aber es war recht im Stande und wies sogar einen Teppich auf, der schalldämpfend wirkte.

Dieser Teppich, ein etwas farbloser Axminster, dämpfte also Fiore's Schritt zu einem ganz kleinen Klopfgeräusch. Mit Dewalter's Schritten hatte er etwas mehr Mühe. Das klang eher wie ein starkes Herzklopfen. Die Laute der Strafe konnte der Teppich freilich nicht dämpfen.

Die kamen durchs offene Fenster, an dem eben noch Fiore und Dewalter gestanden hatten.

Keine fünf Minuten war das her und da draußen das das Leben wie immer vorbeigezogen.

Autos hupten. Die Trams klingelten.

Tausend Schritte schlürften über den Asphalt.

«Extranummer! Georges Dewalter, Sieger der Tour de Suisse!» riefen die Zeitungsvorkäufer, und Georges Dewalter hörte sie schreien.

Dann hörte er den Motor eines großen Achtzylinders klingend anspringen und dann eine lachende Frauenstimme, die sehr amüsiert klang.

Allein aus diesem Lachen hätte man schließen können, daß es eine junge, wohlgenährte, etwas ordinäre Person war, die sich so sehr amüsierte.

Ihre Stimme überschlug sich in einem künstlich hohen Gelächter und dazwischen prustete sie wie erstickt vor Heiterkeit:

«Ah! ce petit Georges! Comme il est drôle, ce petit Georges Dewalter...»

Wie gesagt, allein aus diesem Lachen hätte man schließen können, was für eine Frau das war.

Aber Georges sah sie ja vor sich.

Sie lag auf dem schmalen Bett und lachte wie verrückt.

Schwer zu sagen, ob sie über Georges Dewalter lachte, der vor ihr stand und sie schweigend ansah.

Endlich hörte sie auf.

«Was», sagte sie endlich und mußte noch immer mühsam um Fassung ringen, «was hast du nun für heute beschlossen?»

Georges antwortete ihr nicht.

Sie fragte noch einmal vergebens. Dann wurde sie allerdings ärgerlich.

«Willst du mir gefälligst antworten?» knurrte sie.

«Ja», sagte Georges Dewalter, «ja, was ist denn...»

Er erwachte aus einem tiefen Traum.

Er erwachte aus dem Traum seines Lebens in die Wirklichkeit, die von einem Mann harte Entschlüsse verlangt.

«Was ist denn?» sagte er noch einmal.

Was wollte man eigentlich immer noch von ihm?

Sein Entschluß war ja schon gefallen...

Zwölftes Kapitel:

Happy end

Lange Zeit dachte ich, hier sei die Geschichte von Georges Dewalter, Fiore Landolt und der Tour de Suisse zu Ende gewesen. Darum erschien sie mir auch wie ein verwirrt, ein bißchen sinnloser und trauriger Traum. Ich selbst wurde ganz zuletzt noch einmal hineingezogen, und es half mir gar nichts, daß ich mich eigentlich schon am Ticino gedrückt hatte.

Als ich ziemlich spät in der «Nacht des Sieges» heimkam, fand ich auf meinem Schreibtisch ein Buch auf-

(Fortsetzung Seite 1244)

Herbstlied

VON HANS LANGE

Der Sommer ist tot, und kein Altmann ist mehr...
kühl fröstelt der Herbst schon auf Wäldern und Matten,
herbsttraurig und schwer
eindunkelt der Abend mit dämmernden Schatten;
vom Sommer noch glühen
und träumen die Wesen, die fremden, daher -
Herbstwolken ziehen,
und Welt ist weit und so weh und so leer...

Nun ist alles schüttern in mir -
weich hinlöffend brechen die Farben
der Liebe auf und rufen das Du und das Dir
in die horchende Nacht, und vom Sterben
den bangen, süßen Sommerfang.
Die Rosen haben verblaßten Klang
von Jugend, Frauen und Lebensgier,
und die Erde
vom Farben,
von Mutter und Weisheit und einsamem Sang -
die alten Narben
und Wunden bluten in mir...

walter, der sich langsam umdrehte und die Szene in der Tür mit der leicht verstörten Aufmerksamkeit eines Menschen verfolgte, der eben aus einem langen Schlaf erwacht.

Endlich war er so weit.

Er hatte begriffen, was sich in der Tür abspielte, und er hatte einen Entschluß gefaßt.

Er machte ein, zwei Schritte in der Richtung auf die Tür, blieb dann stehen und sagte sehr langsam und leise: «Ja, es ist richtig. Lassen Sie die Dame herein!»

Dann wendete er sich mit einer zuckenden Bewegung ins Zimmer zurück. Wieder brauchte er eine ganze Zeit, bis er seine Entscheidung getroffen hatte.

«Bitte, Fiore», sagte er, «erwarte mich im Vestibül...» Dieser kleine Satz schien ihn ungeheure Anstrengungen zu kosten.

Es klang, als ob ein Medium in einer spiritistischen Sitzung die große und schreckliche Offenbarung eines Geistes verkündet habe.

Als ob nur unerhörte Willenskräfte vermocht hätten, diese Botschaft aus dem Jenseits zu erzwingen.

Dann war's aber aus.

Die Anstrengung war zu groß gewesen.

geschlagen liegen. Es stammte aus meinem Bücherschrank, aber ich wußte genau, daß ich am Morgen keine Zeit zum Lesen gehabt hatte.

Freunde hatten mich im Auto abgeholt, wir hatten zusammen die Tour sehen wollen und hatten sie auch gesehen. Im Kempfaler St. Alles hatte ich gesehen. Den Deutschen Brandenburger, die Jagd der Schweizer, Eigenmann und Georges Dewalter, den Sieger. Auch den weißen La Salle hatte ich gesehen und stillschweigend angenommen, alles sei in schönster Ordnung.

Er hatte mich nicht weiter beschäftigt, ich war viel zu begeistert von der «großen Sache» und zutiefst befriedigt über den schönen, sportlichen Ausgang. So geht es — Begeisterung läßt einen alles vergessen.

Nun wurde ich aber unruhig, denn das Buch auf meinem Schreibtisch war ein beunruhigendes Buch, und die beunruhigendste Stelle darin war aufgeschlagen und angetrichen worden.

Es war «Der grüne Hut» von Michael Arlen. Jemand hatte mich also besuchen wollen, und gewiß war es jemand Vertrauenswürdiges gewesen, sonst hätte meine Haushälterin, die treue Seele, ihm bestimmt die Tür gewiesen.

«Nehmt euch vor Träumen in acht», las ich.
«Hörcht nie auf, wenn die Wolken über eure Köpfe ziehen», wurde ich ermahnt. Und dann schickte der Dichter seinen Befehlen noch eine Erklärung hinterdrein.

«Damit ihr nicht unter die Walze kommt!»
Jetzt wußte ich, wer mich besuchen wollte.

Fiore. Aber was hatte sie gewollt? Was wollte sie mir mit diesen Sätzen Arlens sagen? Warum hatte sie sie unterstrichen?

Es bedrückte mich, daß sie mich verfehlt hatte. Ich wußte ja nicht einmal, wo ich sie erreichen konnte. Da läutete das Telefon.

Sollte Fiore...?
«Einundzwanzig-acht-zweihundvierzig», sagte ich und war sicher, Fiore werde mir antworten.

Sie war es aber nicht.
Eine Männerstimme, die mir «telephonisch» jedenfalls nicht bekannt war, nannte meinen Namen. Ich verstand schlecht, am anderen Ende der Leitung war die Hölle los.

«Ich verstehe nicht», brüllte ich ganz überflüssigerweise, «wer spricht denn dort? Ja, ich bin selbst am Apparat... wer? ... Fiore Landolt... nein, die ist nicht hier... Sie sind's, Dewalter? Was ist denn los?»

Unmöglich, sich mit ihm zu verständigen.
Offenbar telephonierte er direkt aus der Hölle.
«Wo sind Sie denn?» schrie ich.

«Auf dem Bahnhof...», klang es zurück, und nun hatte ich wenigstens eine Erklärung für den höllischen Radau.

Was, zum Teufel, wollte Georges Dewalter auf dem Bahnhof?

Warum bat er mich, zu kommen?
Ich ging hin und begleitete ihn an den Pariser Nachtschnellzug. Wir hatten nur zwei Minuten Zeit, dann fuhr der Zug ab. Viel konnte ich in diesen zwei Minuten nicht begreifen, und ich kann auch nicht mehr genau alles wiedergeben, was Georges Dewalter sagte.

Eigentlich hatte er erwartet, Fiore werde bei mir sein, wenigstens hatte er es gehofft. Was er sich aber davon versprach, wenn sie schon bei mir gewesen wäre, weiß ich auch nicht. Denn er hatte den Entschluß gefaßt, noch in dieser Nacht zu reisen.

Er versicherte es mir wenigstens immer wieder, es war ihm auch ernst damit, denn schließlich stieg er ja in den Zug und schaute dann neben einer ganz hübschen, aber zu dicken und leicht ordinären Person zum Fenster heraus, die unentwegt auf den dicken Paul einredete, der nicht mitkam.

Er sah gleichzeitig kindlich verzweifelt und männlich entschlossen aus und es frappte mich, daß das Frauenzimmer sich absolut nicht um ihn kümmerte. Bis zur Abfahrt wußte ich aber nicht einmal, wer sie war. Dann freilich klärte Paul mich auf.

«Zut alors», sagte er, «ça, c'est Adeline!»
«Habe nie von ihr gehört», sagte ich verduzt, «wer ist Adeline?»

Ja, wer war Adeline?
«Sa femme», sagte Paul und seine Stimme grollte wie ein heraufziehendes Gewitter, «sa femme, Monsieur!»
Ich muß Paul in diesem Augenblick unsagbar dämlich vorgekommen sein.

«Seine Frau», stotterte ich, «sagten Sie, seine Frau?»
Ja, das hatte er gesagt, und ich hatte mich damit abzufinden. Georges Dewalter war verheiratet.

Mit Adeline.

Wer will es verargen, daß ich wie vor den Kopf geschlagen war, daß ich überhaupt nichts mehr begriff?

Georges und Adeline und die ganze Tour de Suisse verschwanden, als ob sie in die Versenkung gestürzt seien, und die Bühne blieb leer und dunkel.

Ich hörte Fiore's Stimme, klagend wie Käuzchenruf:
«Nehmt euch vor Träumen in acht...»
Aber das war eine Gespensterstimme.

Fiore war ja nicht da und ich wußte nicht einmal, wo ich sie erreichen konnte. Ich hoffte, sie werde den Weg

zu mir finden, und als ich endlich zu Bett ging, ließ ich das Licht brennen, damit sie wisse, daß ich daheim sei.

Nach ein paar Tagen war sie aber immer noch nicht erschienen und da kam mir der Einfall, sie durch ihren Verleger aufzutreiben.

«Fräulein Landolt ist zurückgekommen», sagte man mir, «wollen Sie ihre Telefonnummer?»

So kam es, daß ich Zutritt zu dem alten Haus an der Seestraße Zürich-Rapperswil fand. Fiore hatte mich eingeladen, sie zu besuchen, gleich beim ersten Anruf.

«Komm' zum Tee», hatte sie gesagt, und ich war gekommen und wir hatten zusammen Tee getrunken. In einem winzigen, altmodischen Gärtchen am See. Das gehörte zu dem alten Haus über der Straße, und in seinen kleinen Beeten blühten unbekümmert um den Lärm der Zeit kleine Herbstastern und Zinnien, und ein standhafter Rittersporn prunkte als die blaue Blume der altväterischen Romantik.

Schon beim ersten Wiedersehen merkte ich, das Mädchen im weißen La Salle gab es nicht mehr. Fiore hatte sich wesentlich verändert. Den weißen La Salle gab's natürlich immer noch, sie fuhr damit auch fleißig durch die Gegend, aber der Wagen war nicht mehr das entscheidende Attribut.

Sie war mit der Uebersetzung der Reisebücher ihres toten Freundes Paul Bordeaux beschäftigt und kramte allerhand Memoiren an den großen Journalisten aus. Außerdem hatte sie den Auftrag eines Verlegers angenommen, einen neuartigen Schweizerführer herauszugeben. So sprachen wir von Tod und Teufel und das Thema Tour de Suisse war für mich tabu, bis sie selbst eines Tages davon anfieng.

Allmählich, ganz allmählich, kam dann heraus, wie für sie das Ende ihrer Geschichte mit Georges Dewalter aussah. An einem grauen Tag, an einem jener niederrädrigen Spätherbsttage, wo man einfach nicht weiß, was man unternehmen soll und ein Garn zu spinnen anfängt, servierte sie mir das Hauptstück.

«Es war nicht gerade erfreulich», sagte sie, «es war sogar einfach scheußlich. Wir haben uns nicht einmal Adieu gesagt. Irgendeine obskure Frau tauchte auf und dann wurde ich buchstäblich an die Luft gesetzt. Er ließ mich unten im Vestibül seines Hotels warten. Das schon war mehr als peinlich, und als er dann kam, brachte ich kein vernünftiges Wort aus ihm heraus. Schließlich kam ich selbst auf die Idee, die Person müsse seine Frau sein... na, ich ging einfach auf und davon.»

«Weißt du, daß Dewalter dich noch sprechen wollte? Ich habe ihn gesehen!»

«Du hast ihn gesehen? Das... das ist doch nicht zu glauben...»

«Hm, er rief an. Direkt aus der Hölle, wie mir schien», sagte ich mit einem Versuch, heiter zu scheinen, «und da ging ich eben hin...»

— Sie brach das Gespräch ab und bat mich, mit ihr in der Stadt zu essen. Es war ihr anscheinend unmöglich, von diesen Dingen in dem alten Haus an der Seestraße zu sprechen.

Nun interviewte sie mich aber förmlich über meine Begegnung mit Dewalter, und ich sagte ihr das wenige, was da zu sagen war.

Von Paul hatte ich erfahren, daß Georges noch im Laufe des Nachmittages ein Engagement für irgendein Bahnrennen in Lille zustandegebracht hatte. Hals über Kopf war das gegangen. In Lille war man sehr erfreut gewesen. Paul mußte also für ihn die letzten Formalitäten erledigen und vor allem «des Siegers Lohn» einkassieren. Offenbar war Georges sehr viel daran gelegen, Adeline sofort aus Zürich verschwinden zu lassen.

Endlich schien Fiore befriedigt zu sein.

«Ach ja», sagte sie, «mir ist eigentlich meine Tour de Suisse recht gut bekommen. Wie du siehst, arbeite ich. Findest du mich nun genügend nützlich?»

«Genügend», bekannte ich ehrlich, «fast zu nützlich.»

«Ein happy end», sagte sie lächelnd, «ein ausgezeichnetes happy end. Heimkehr des letzten Schweizer aus dem Fremddienst. Tiefe Rührung angesichts der Heimatberge. Selbstbesinnung und Aufgabe des Nomadentums.»

Sie lachte, aber es war ihr gar nicht zum Spaß zu tun. Sie meinte es verteuft ernst und sprach nur darum so leichtfertig, weil sie mit der ganzen Sache eben nicht leicht fertig wurde.

Was sie am meisten bedrückte, verriet sie mir erst ein anderes Mal, an einem strahlend schönen Wintertage, als wir bei einer Skitour auf dem Galferbühl ausruhten und ins Rheintal sahen.

«Dort unten hätte ich schon wissen sollen», sagte sie, «daß es nichts mit Georges Dewalter war. Er war ein Nomade und ich hatte das schon überwunden. Warum sonst hätte er diese Adeline behalten? Heutzutage, wo man sich so leicht scheiden lassen kann!»

Sie war sehr erbittert. Unbarmherzig ging sie mit Dewalter ins Gericht. Sie mußte sich das endlich einmal vom Herzen reden.

«Du mußt doch selbst zugeben, daß man diese Weiber nur als Vorwand behält, um immer wieder mal mit Recht' ausreisen zu dürfen. Und wer weiß, ob ich nicht das heimliche Bonbon im Pult war, mit dem sich der Schuljunge nach getaner Arbeit selbst belohnt. Aber dieser Schluß, nein, mein Junge, das war denn doch zu stark!»

Wie konnte ich ihr widersprechen? Sie litt noch zu sehr unter der ganzen Sache, und mit erstaunlicher Offenheit sagte sie selbst, es kränke ihre Eitelkeit, sich beinahe «weggeworfen» zu haben.

«Der Held war eben doch kein Held!», sagte sie, «sondern ein Schwindler. Darum paßt Adeline auch ausgezeichnet zu ihm.»

«Der Held war kein Held? Fiore — du täuschst dich, du bist ungerecht. Das wird sich schon noch herausstellen.»

«Gut», sagte sie, «wenn du eine andere Lösung findest, darfst du sie mir verraten. Dann will ich meine Meinung revidieren. Vorher aber nicht.»

«Einverstanden!»
Sie sah mich an, als ob sie mich auf Herz und Nieren prüfen wolle, und ich dachte an Georges Dewalter. In der Nacht auf dem Zaubenberg hatte er mich genau so angesehen.

Da war also noch etwas, das diesen beiden Menschen gemeinsam war. Sie wollten nicht belogen werden. Er nicht und sie nicht. Bewindeln durfte ich sie nicht. Und dann gab sie mir einen Auftrag.

«Bring mir ein echtes happy end», sagte sie, «und vor allem — vergiß ja nicht: das Rätselwort heißt Adeline!»

Adeline?

Hieß das Rätsel wirklich so?

Lange suchte ich, über Adeline zu einer befriedigenden Lösung zu kommen.

Das ging nicht, und erst als ich den Journalisten «pur sang» traf, merkte ich, ich war auf dem falschen Weg gewesen. Mittlerweile war ich zwar auf dem Gebiete Adeline schon so etwas wie ein Spezialist geworden, und heute bin ich geradezu so weit, daß ich über Adeline mehrere solid fundierte und unendlich aufreizende Romane schreiben könnte, die mir allerdings den unersöhnlichen Zorn der Spezies eintragen würden. Denn Adeline ist eine Spezies. Das kann ich natürlich nicht riskieren, und so will ich mich auf einige ganz allgemeine Angaben beschränken, die keine Adeline je auf sich beziehen wird, denn es liegt im Wesen der Adeline, Verallgemeinerungen nie auf sich zu beziehen. Sie halten sich durch die Bank für etwas ganz Einmaliges und sehr Kostbares.

Loht es sich aber wirklich, von Adeline zu sprechen? Es loht sich nicht.

Das besorgen die Adeline untereinander. Ich will lieber von Georges Beziehungen zu ihr reden. Das scheint mir wichtiger zu sein. Er war auf sie hereingefallen, wie besonders nette Männer gewöhnlich auf eine Adeline hereinfliegen.

Sie war einmal sehr hübsch gewesen, eine jener zierlichen Töchter der Fischweiber vom Vieux Port zu Marseille, die mit ihrem sanften Wesen alle ahnungslosen, jungen Männer zaubern. Er hatte sich unerhört viel von ihr versprochen und war wahrscheinlich wie vor den Kopf geschlagen, als er allmählich begriff, was sie war. Bis es dazu kam, vergingen jedoch einige Jahre, während derer es ihm noch nicht besonders gut ging.

(Schluß folgt)

Als 1868 Krieg in Abessinien war...

Schluß von Seiten 1236 und 1237

Diese Annahme trog ihn nicht. Sein relativ leichter Sieg über Theodor II. und die Einnahme von Magdala ist zu einem großen Teil auf das Konto der abessinischen Uneinigkeit zu schreiben. Am 13. April 1868 stürmten Napiers Truppen Magdala. Die ersten in die Stadt eindringenden britischen Soldaten stießen auf die Leiche Theodors II., der, nach römischer Art sich in sein Schwert stürzend, Selbstmord verübt hatte, um der Gefangenschaft zu entgehen. Napier zerstörte die Stadt von Grund auf. Ihre 30 000 Einwohner mußten ausziehen. Das Expeditionskorps kehrte an die Küste zurück. Es folgten in Abessinien vier Jahre großer Zerrissenheit und Verwirrung, bis sich 1872 Ras Kasei von Tigré als Johannes I. zum Negus Negesti krönen ließ.

Die Holzschnitte, die wir da zeigen, sind keine Phantasiestücke, sondern wahrheitsgetreue Dokumente, angefertigt von Augenzeugen, die an dieser Expedition als Offiziere teilgenommen haben. Das erhabene Zeitalter der Photographie lächelt vielleicht über solche Bilder und fordert moderne Sachlichkeit. Dennoch besitzen diese Dokumente den Vorzug der Lebendigkeit gegenüber dem bloßen Lichtbild. Sie sind aufschlußreich und wirken fast rührend durch ihre Naivität. Obschon sich die Verhältnisse in dem damals noch unberührten Land in mancher Beziehung mächtig verändert haben, dürften die Erfahrungen jener Zeit auch in dem gegenwärtigen Konflikt von Bedeutung sein.